

Zur Metaphysik des Sichtbetons

Faszination und Paradoxie der Oberfläche

Andrea Deplazes

Rohbauten in Stahlbeton prägen den Alltag unserer Städte.

Inhaltsverzeichnis

- [Die Oberfläche](#)
- [Schalung](#)
- [Inkrustation](#)
- [Transformation](#)
- [Monolith](#)
- [Hybrid](#)
- [Knochenbauten](#)
- [Befreiter Beton](#)
- [Fazit](#)
- [Literatur](#)

Wann immer es möglich ist, setzt die Bauindustrie dieses Konstruktionsmaterial ein. Es ist relativ kostengünstig im Vergleich zu anderen Baumethoden, denn der Arbeitsfortschritt auf der Baustelle ist effizient und bedarf (scheinbar) keiner hochwertigen Spezialisten für die Verarbeitung. Stahlbeton ist schlichtweg zum Baumaterial des 20. Jahrhunderts geworden - und zum Inbegriff massloser Bautätigkeit: Die «Verbetonierung der Umwelt» ist ein sprichwörtliches Schimpfwort, das die Zerstörung von Landschaft, Natur und Lebensraum anprangert. Je weniger vom Stahlbeton allerdings wahrnehmbar ist, wenn er also nur als «konstruktives Zweckmaterial » für entsprechende Ingenieur- oder eben Rohbauten eingesetzt und später noch verputzt wird, umso eher scheint er akzeptiert zu sein (ob aus Resignation oder Desinteresse, ist gleichviel, denn oft scheint sich keine konkurrenzfähige Alternative zum Beton anzubieten). Ganz anders mverhält es sich mit dem Stahlbeton, der sichtbar in Erscheinung treten soll, mit dem sogenannten «Sichtbeton».

Um die Besonderheit des Sichtbetons zu bemerken, müssen wir uns von der heute üblichen pragmatischen Sichtweise distanzieren. Nurschon die Bezeichnung «Sichtbeton» lässt aufmerken: Sofern es den unsichtbaren Beton nicht gibt - was wird dann am Beton sichtbar? Und wenn der Stahlbeton nicht sichtbar, sondern als «konstruktives Zweckmaterial» eingesetzt wird - wie wirkt er sich auf die Entwicklung und Gestaltung von «Form» aus?

Die Oberfläche

Am Sichtbeton wird sichtbar – die Betonoberfläche. Diese scheinbar lapidare Feststellung wird bedenkenswert im Vergleich zum Sichtmauerwerk: Das Sichtmauerwerk zeigt die Ordnung und Logik des Gefüges der Mauersteine, der Verfugung und die Präzision und Abfolge des Arbeitsprozesses. Der Mauerverband ist demnach mehr als die Summe seiner Teile, sein Gefüge wird als ästhetisches Ornament wahrgenommen, das einen «wahren Sachverhalt» festhält oder abbildet. Louis Kahn argumentierte, das Ornament habe sich, im Gegensatz zur Dekoration, die eine Applikation ist, eine «fremde» Hinzufügung also, immer aus tektonischen Schnittstellen entwickelt bis zu seiner Verselbständigung oder Eigenständigkeit (durch Transformation von Materialien und Emanzipation von ursprünglich konstruktiven Funktionen). Vor dem Hintergrund einer solchen kulturellen Auffassung bedeutet Ästhetik: Schönheit ist der Glanz des Wahren (Mies van der Rohe's Interpretation von Augustinus, auf die moderne Baukultur angewandt).

Im Gegensatz dazu verhüllt der Sichtbeton – oder besser: die zwei bis drei Millimeter dünne Betonzementhaut – seine innere konglomeratische Beschaffenheit. Der Sichtbeton legt sein Innenleben nicht frei, sondern verbirgt seine Tiefenstruktur unter einer äusserst dünnen Oberfläche. Sie abstrahiert und entzieht, was für die Sinne nachvollziehbar wäre: das Verständnis, wie der Beton zusammengemischt ist und «wie er wirkt». Und so wird er nicht als natürlicher Baustoff wahrgenommen, der er tatsächlich ist, sondern als «künstliches, kontaminiertes Aggregat».



HSG St. Gallen: im Rahmen der aktuellen Betonsanierung erneuerte Oberflächen (© GSK, Photo Michael Peuckert).

Schalung

Während also aus dem Inneren des Betonkonglomerats keine sichtbaren «Gestaltungskräfte» an die dünnhäutige Oberfläche dringen, so zeigt sie trotzdem Textur – Spuren eines Bauwerks, das nicht mehr vorhanden ist: die Schalung. Alles, was am Sichtbeton noch feststellbar ist, sind «Fingerabdrücke». Der Begriff Textur gehört zum selben Wortstamm wie Text oder Textil, Gewebe also, und verweist somit auf das, was im Voraus mit Filigranbau bezeichnet wurde. Die Schalung aus Holz oder Stahl gehört in diese Kategorie der Tektonik. Sie ist gerade in den Anfängen der Stahlbetontechnologie eine selbständige, meist kunstvolle Zimmermannsleistung auf Zeit (z.B. Richard Corays Lehrgerüstbauten für Brücken). Schalung und Beton bilden ein scheinbar unauflösbares Junktum.

Da der Beton, um geformt zu werden, in eine Schalung gegossen werden muss, stellen sich drei Fragen: Ist nicht jeder Beton am Schluss Sichtbeton? (Wie klassifizieren wir die Qualität der Betonoberfläche?) Nach welchen Kriterien entwickelt sich die Form der Schalung? (Wie wirken sich Material und Technik des Schalungsbaus auf die Gussform des Betons aus?) Ist es nicht sonderbar, ein ephemeres Bauwerk (Filigranbau) zu erstellen, um daraus ein anderes (Massivbau) zu generieren? (Durch welche Eigenschaften ist der Beton an seine Schalung gebunden?)



Schalungsbild: Alles, was am Sichtbeton noch feststellbar ist, sind «Fingerabdrücke» des Holzes (© GSK, Photo Michael Peuckert).

Inkrustation

Die römischen Baumeister versuchten, dieser metamorphischen Unfassbarkeit dadurch entgegenzuwirken, indem sie das Wesen des Betons «offenlegten» und seine pragmatische Komponente, das lapidare Gemisch aus Kies, Sand und Zement, kaschierten: Das «opus caementitium» ist ein Verbundwerk aus «verlorenen» Mauerschalen in Stein oder Ziegel und innerem Kern aus Schüttgut von Beton. Beton ist ja nichts anderes als das Material der Mauerschalen in verschiedenen Korngrößen, versehen mit geeigneten Bindemitteln wie gelöschtem Kalk oder Zement, das mit Wasser zu einem Brei vermischt wird. Es ist offensichtlich, dass wir es wie beim Lehm- oder Ziegelbau mit einer der ursprünglichsten Schöpfungen des Erdwerks zu tun haben: Der formlose Erdbrei wird im aufgeschichteten Steinbau ausgewiesen. Diese Form des Sichtbetonbaus hat sich zum Beispiel mit den Viadukten der Rhätischen Bahn bis in unsere Zeit erhalten. Es ist die Verleihung sichtbarer Form und Ausdruck für ein Materialgemisch, das keine eigene Formqualität besitzt, im Sinne einer «Interpretation» des Betonsediments durch die Technik der Inkrustation: eine Art «verlorene, steinerne Schalung» aus Naturstein- oder Ziegelmauerwerk, die gleichzeitig als sichtbare Oberfläche eine gestaltprägende Kruste bildet.

Transformation

Der andere, bereits angesprochene Weg einer «Strategie des Schalungsbaus» führt über den Holzbau und die Zimmermannskunst, also über die Tektonik, die ihre eigenen konstruktiven Gesetzmässigkeiten kennt und von daher bereits den Formfindungsprozess des Betongusses beeinflusst. Dem Holz ist zudem ein vergänglicher, provisorischer Charakter eigen, der die Verwendung von Holzschalungen zu präjudizieren scheint. Es gehört in unserem Weltbild offenbar zum ethischen und religiösen Verständnis von Natur und Leben, dass Dauerhaftigkeit nur über Vergänglichkeit und laufende Erneuerung (Optimierung) zu erreichen sei.

Damit wird, bewusst oder nicht, ein Transformationsprozess ausgelöst, denn die Übertragung des Holzbaus auf den Steinbau ist ein weiteres grundlegendes Thema der morphologischen Entwicklung in der abendländischen Architektur. Obwohl wie beim Beispiel antiker Tempel die Gesetzmässigkeiten des Steinbaus angewendet werden, bleiben die Formen ursprünglicher Holzbautechnik als ornamentale Stilelemente sichtbar, oder anders ausgedrückt: Der technologischen Immanenz, die drängend voranschreitet, steht die kulturelle Permanenz widerspenstig entgegen.

Nicht anders beim Sichtbeton, wo im simplen Vorgang des Ausgiessens der Schalung der Abdruck eines Holzbauwerks manifest wird, obwohl der in seiner Schale erstarrte und erhärtete Betonbrei nichts mit Holz zu tun hat und alles andere als ephemere ist. Ein glatter Widerspruch zur plastisch-kubischen Form eines «Beton-Räumlings», der überdies wie aus Stein gegossen scheint?



HSG St. Gallen: Betonrestaurierung am Hauptbau von Walter Maria Förderer (© GSK, Photo Michael Peuckert).

Monolith

Die monolithische Wirkung von Sichtbeton lässt ein Bauwerk wie einen bearbeiteten Rohling oder eine Plastik erscheinen, ein Werkstück also, das durch Subtraktion von Materie aus einem Block gewonnen wird. Dies gelingt besonders dann sehr gut, wenn die Arbeitsspuren des Betoniervorgangs, die Betonetappen, unterdrückt werden oder in der dichten Textur der Schalungsspuren untergehen. Diesem Charakter steht in Tat und Wahrheit eine Vielzahl additiver Arbeitsprozesse entgegen! Die Qualität der Schalung respektive ihre Beschaffenheit kann den Charakter des ganzen Bauwerks entscheidend mitprägen: Mal ist sie raufaserig, ungehobelt, mit undichten Stossfugen und der Beton grob mit Kiesnestern versetzt, sodass mitunter doch das Konglomeratartige eines Sedimentgesteins und die Metapher eines archaischen Findlings spürbar werden wie beim «Haus Allemann» in prekärer Topographie von Rudolf Olgiati. Mal ist sie hautartig glatt, sodass die Schalungsstösse wie Zeltnähte erscheinen und dem Sichtbeton jede «Schwere» entziehen wie im «Koshino House» von Tadao Ando, wo die kaum wahrnehmbare Unebenheit der Schalung und die «Überzähne» des Betons der Wand im Streiflicht textile Stofflichkeit oder sogar «keramische Zerbrechlichkeit» verleihen.

Hybrid

Wir gingen von einer pragmatischen Arbeitstechnik aus und finden ein unerwartet komplexes Resultat: Das Bauwerk als schwerer Monolith stellt den einen dialektischen Pol unserer Betrachtungen dar, indem es die wesentlichen Eigenschaften der Erdwerk-Komponente des Sichtbetons festhält: Masse, Schwere, Plastizität, Körper, Dichte, Druck. Folglich, so vermuten wir, müsste die andere dem «Filigranwerk» entstammen, und dementsprechend liessen sich daraus neue Formfindungskriterien ableiten. Die Kombination von Beton und Stahl führt im Grunde zu einem einzigartigen Hybridstoff, bei dem der Beton für Druckfestigkeit, der Stahl aber in Form eines Armierungsnetzes, eines tensilen Geflechts mit einem Minimum an Materialaufwand, für Zugfestigkeit sorgt. Stahlbeton weist als einziger Werkstoff diese materielle und ideelle Bipolarität auf, wobei die Zuweisung «hybrid» zu korrigieren ist: Die beiden morphologischen Komponenten existieren, sich gegenseitig ergänzend, auf unterschiedlichen «Bewusstseinssebenen», sozusagen in

ständiger Wechselwirkung oder Transposition von einem System ins andere, vom bewusst Wahrnehmbaren ins Unbewusste und umgekehrt (im Gegensatz zum Beispiel zum reinen Stahlbau, der im selben Tragelement Druck und Zug aufnehmen kann). Die Aussenform des erstarrten Betons ist sinnlich erfahrbar (Optik, Haptik, Akustik usw.) und hat jede dumpfe Metaphysik, die ihm im embryonischen Zustand als Erdbrei anhaftete, abgestreift. In ihn eingebettet schlummert jedoch das «cartesianische Netzwerk» der Armierung, dem Auge vollständig entzogen.



Betonwerk: Im Inneren schlummert das cartesianische Netzwerk der Armierung (© GSK, Photo Michael Peuckert).

Seine Anwesenheit manifestiert sich in der Aussenform nur mittelbar. Es ist lediglich erahnbar und «spürbar», indem gerade die filigransten Tragwerke in Sichtbeton die Gesetze der Physik ausser Kraft zu setzen scheinen: Der ehemals schwere, massige Monolith verliert seine Erdverbundenheit und verwandelt sich in sein pures Gegenteil, in ein stabförmiges Raumgitter zum Beispiel, eine blattartige Schale oder eine vertikale Stapelung von dünnen Platten und Tragstäben.

In der Architekturtheorie von Carl Bötticher wurden diese beiden «Bewusstseinszustände» definiert als «Kunstform» (ausser, kulturell konnotiert, Tektonik) und «Kernform» (innen, Funktion, Newton'sche Physik). Als gestalterische Bemessungsregel wurde die möglichst schlüssige Übereinstimmung der beiden Formen moniert, wobei der «Kern» als «wahrer Sachverhalt», von innen nach aussen reflektierend, mit seiner kunstvoll gefertigten Hülle oder Oberfläche verschmelze und sich darin verpuppe und somit sichtbare Gestalt annehme (Ikonographie).

Diese Theorie und der Umstand, dass der Beton von der rationellen Verfügbarkeit der Schalung abhängig ist, kommen der wissenschaftlichen, ingenieurmässigen Betrachtungsweise des Kräfteflusses tief unter der Oberfläche entgegen. Es handelt sich nämlich - technologisch bedingt! - um die Verinnerlichung vormals sichtbarer tektonischer Formkriterien (etwa die Veranschaulichung von Last und Stütze im Formenkanon des antiken Tempelbaus), um eine Inversion von Form und

Kern, sodass die Form aussen bereinigt und dadurch abstrahiert wird (Beispiel: Morphologie der Säule). Der vormals sichtbare Ausdruck des tektonischen Kräftegleichgewichts an der Form wird wie ein umgestülpter Handschuh nach innen gekehrt und rationalisiert im Modell dreidimensionaler Spannungstrajektorien, dem die Verdichtung und Bündelung der Armierung möglichst folgt und zu entsprechen sucht.

Knochenbauten

Hier liegt die Quelle eines Konsenses, den Ingenieure zur äusseren Formfindung von Tragwerken, wie zum Beispiel bei Brücken oder Tunnelgewölben, vortragen, wenn sie die komplexe Logik des Kräfteflusses als «Motor für die Form» darstellen. Tatsächlich entwickelt sich die Form jedoch viel öfter zum Beispiel nach dem massgebenden kritischen Querschnitt eines statischen Bauteils und nach der ökonomisch einfachsten Verfügbarkeit des Schalungsmaterials. Dieses ist mittlerweile vom «verlorenen» zum «wiederverwendbaren» mutiert und prägt dem Bauprozess einen geordneten Ablauf (Schalungsetappen) und dem Bauwerk die Spuren der Modularität von Schaltafeln und Grossflächenschalungen in Stahlblech auf. Der Kräftefluss wird jedoch entsprechend der auftretenden Kräftekonzentrationen durch Verdichtung und Verteilung der Armierung tief im Beton drin organisiert, was sich höchst selten in der äusseren Form ausprägt.

Die auf diese Weise entstandenen filigranen Strukturen scheinen der reinsten Wissenschaft zu entspringen, getragen vom Geist des Rationalismus, der mit Kalkül, Geometrie, Ordnung und Abstraktion operiert. Folgerichtig versucht man, am Sichtbeton alle «irdischen» Spuren zu beseitigen, ihn aus seiner primitiven Vergangenheit als «Erdwerk» zu einem glatten, nahtlosen, von keinem Arbeitsprozess verschmutzten Artefakt zu transzendieren. Aufschlussreich ist auch der Begriff «Knochenbauten», den ich von verschiedenen Ingenieuren zur Charakterisierung ihrer Brückenbauwerke hörte. Während im einen Fall eine vollständige, elementare Versachlichung «von innen nach aussen» gemeint war, die sich nur durch äusserste Abstraktion der Form und die Reduktion auf das nackte Traggerüst in Form einfacher geometrischer Elemente manifestiere, wird im anderen eine biomorphe Analogie zum Skelett beschrieben. Der Knochenbau der Natur entwickelt sich jedoch selbstorganisierend entlang einem Netzwerk aus Spannungstrajektorien. Seine Form ist das unmittelbare Resultat daraus unter Berücksichtigung der Position seiner Teile im statischen und dynamischen Gesamtsystem «Skelett». Solche kongruenten Übereinstimmungen von Ursache und Wirkung, Kraft und Form sind im Sichtbetonbau aus bereits genannten Gründen nicht durchsetzbar und auch selten sinnvoll.

Befreiter Beton

Eine weitere Eigenheit ist zu diskutieren: Der Beton als Gemisch (Amalgam) hat keine implizite Form - kann also jede denkbare Form annehmen. Genauso besitzt das Stahlgewebe der Armierung keine zum Voraus festgelegte Begrenzung, keinen «Rand». Dies impliziert die Möglichkeit freier, biomorpher Formbarkeit von Stahlbeton, ähnlich, wie wenn man einen Klumpen Ton von Hand modelliert. In Tat und Wahrheit muss im Fall des Stahlbetons dazu aber die «Sperrigkeit» der Schalung überwunden werden, die ihr eigenen Gesetzmässigkeiten eines tektonisch starren Gefüges. Das ist zwar mit den Mitteln der Verleimungstechnologie im heutigen Holzbau (Formsperrholz) oder mit Kunstfasertechnik machbar, aber unter dem Diktat der Ökonomie schwierig (Beispiel: Observatorium «Einsteinurm» von Erich Mendelsohn, projektiert in Stahlbeton, ausgeführt schliesslich als verputzter Backsteinbau). Bleibt nur eine letzte Konsequenz: Der Beton müsste von seiner Schalung - diesem tektonischen, technologischen und ikonographischen Korsett - befreit werden! Das flexibel biegbare, relativ stabile Armierungsnetz und Spritzbeton (sogenannter

«Gunnit») bieten die Mittel dazu. Allerdings hat der Einsatz dieser Technik als Sichtbeton bisher keine nennenswerten Spuren in der Architektur hinterlassen – bis auf ein paar klägliche Ausstaffierungen provinzieller Landdiscotheken. Dort wird der befreite Sichtbeton allerdings wieder in sein primitives Ursprungsgebiet zurückgeführt – als Metapher der dumpfen, platonischen Erdhöhle

Fazit

1. Obwohl die Gestaltung und die Formentwicklung des Sichtbetons mit rationalen und technischen Gründen belegt werden, finden laufend irrational anmutende Bauprozesse statt.
2. Der Sichtbeton ist der Endzustand verschiedener Transformationsprozesse und Metamorphosen, die Spuren hinterlassen haben (eine Art «Gedächtnis » oder memoria vorheriger Aggregatzustände).
3. Zwischen Aussenform und «Innenleben» herrscht eine prekäre Kongruenz. Die dünne Oberfläche des Sichtbetons spielt dabei selten die Rolle der ikonographischen Vermittlerin.
4. Die Qualität der Betonoberfläche charakterisiert das Gesamtbauwerk im Rahmen seiner architektonischen Thematik. Sie tendiert entweder zur Archaik oder zur Abstraktion.
5. Form ist per Definition die bereits erfolgte Synthese verschiedener Einflussparameter, wobei die technologische Immanenz der kulturellen Permanenz selten entspricht.
6. Die Betonform ist relativ gegenüber dem inneren Kräftefluss: Dieser wird entweder als konstruktiv-ideelles Gleichgewichtssystem interpretiert oder als naturwissenschaftlich-reelles Spannungsmodell gelesen.
7. Jeder Beton zeigt eine Sicht.

Literatur

Barthes, Roland: Der Eiffelturm, München 1970

Bötticher, Carl: Die Tektonik der Hellenen, Potsdam 1852

Kahn, Louis I.: Die Architektur und die Stille. Gespräche und Feststellungen, Basel 1993

Neumeyer, Fritz: Ludwig Mies van der Rohe. Das Kunstlose Wort. Gedanken zur Baukunst, Berlin 1986

Oechslin, Werner: Stilhülse und Kern: Otto Wagner, Adolf Loos und der evolutionäre Weg zur modernen Architektur, Zürich 1994

Semper, Gottfried: Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten..., 1. Band, Frankfurt a.M. 1869, 2. Band, München 1863

Viollet-le-Duc, Eugène: Definitionen. Sieben Stichworte aus dem Dictionnaire raisonné de l'architecture, Basel 1993

Widmer, Urs: 5 Schweizer Brückenbauer: Othmar H. Ammann, Richard Coray, Guillaume-Henri Dufour, Hans Ulrich Grubenmann, Robert Maillart, Zürich 1985

Rezension: Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug

Carola Jäggi

von Peter Eggenberger, Thomas Glauser, Toni Hoffmann; mit Beiträgen von Andreas Cueni, Peter Holzer, Martina Kälin-Gisler, Bruno Kaufmann und Eva Roth Heege. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5). 324 S., 302 Farb- und S/W-Abb. ISBN 978-3-9523409-0-5



In der Kirchenarchäologie nimmt die Schweiz seit langem einen internationalen Spitzenplatz ein. Viele der seit den 1950er Jahren planmäßig durchgeführten Kirchengrabungen wurden allerdings nie adäquat publiziert, sondern lediglich in Vorberichten oder Überblickswerken bekannt gemacht. So lagern in fast allen Kantonsarchäologien zahlreiche Dossiers von Altgrabungen, die einer Aufarbeitung harren. Einige Kantone wie Bern oder Zürich haben inzwischen einen Großteil der „Altlasten“ in Form monographischer Studien aufgearbeitet, die einen wesentlichen Teil zum guten Ruf der Schweiz in der Kirchenarchäologie beigetragen haben. Mit dem hier anzuzeigenden Buch über die mittelalterlichen Pfarrkirchen und Kapellen im Kanton Zug wird nun ein weiterer gewichtiger Puzzlestein hinzugefügt. Dass man sich in Zug für eine Sammelpublikation – und damit gegen eine monographische Bearbeitung – entschieden hat, ist gut nachvollziehbar, da die betreffenden Kirchen bzw. die zu ihnen vorliegenden Daten und Grabungsergebnisse von höchst unterschiedlicher Qualität und Komplexität sind. Besonders lobenswert ist die breite Einbettung der archäologischen Ergebnisse in den historischen Kontext durch den jungen Zuger Historiker Thomas Glauser. Für den archäologischen Teil konnte Peter Eggenberger, einer der profiliertesten Kirchenarchäologen der älteren Generation, gewonnen werden, unterstützt durch den ebenfalls höchst routinierten Grabungstechniker Toni Hoffmann. Die Studien zu den Skelettfunden und weiteren Fundgruppen stammen allesamt aus der Feder einschlägiger SpezialistInnen.

Auf Zuger Kantonsgebiet gibt es insgesamt zwanzig Kirchen, deren Gründung in die Zeit vor 1500 zurückgeht und die deshalb in den Band von Glauser, Eggenberger und Hoffmann aufgenommen wurden. Im einzelnen handelt es sich um St. Martin in Baar, St. Matthias in Steinhausen, St. Jakob d.Ä. in Cham, St. Andreas in Cham, St. Wolfgang in Hünenberg, St. Johannes der Täufer in Menzingen, St. Bartholomäus in Schönbrunn, St. Maria in Neuheim, St. Mauritius in Niederwil, St. Peter und Paul in Oberägeri, St. Vit in Haselmatt, St. Maria in Unterägeri, St. Verena in Risch, die Burgkapelle St. Agatha in Buonas, St. Michael in Zug, St. Nikolaus in Zug, St. Oswald in Zug, die

Liebfrauenkapelle in Zug, St. Nikolaus in Oberwil und St. Johannes Baptista in Walchwil. Hinzu kommen St. Maria in Meierskappel (LU), St. Rupert in Oberrüti (AG), die ehem. Markuskirche in Kappel am Albis (ZH) und die ehem. Silvesterkapelle in Hausen (ZH), die zwar heute nicht mehr „zugerisch“ sind, im Mittelalter aber zu Zuger Pfarreien gehörten und deshalb ebenfalls Aufnahme in den Band fanden; nicht berücksichtigt wurden hingegen die Ordensbauten, da es sich bei ihnen nicht um Pfarrkirchen bzw. Kapellen handelt.

Die meisten der 24 erwähnten Kirchen haben bis heute überlebt, wobei die mittelalterliche Bausubstanz bei vielen von ihnen durch jüngere Eingriffe stark dezimiert wurde. Nicht für alle liegen bau- oder bodenarchäologische Untersuchungen vor, die Auskunft über die Vorgängerbebauung und die Baugenese geben; wo solche Untersuchungen fehlen, müssen sich die Angaben naturgemäß auf die historischen Quellen beschränken. Dass die Historie jedoch nicht die Rolle eines Lückenbüßers spielt, sondern - im Gegenteil - die Leitfragen formuliert hat, wird auf S. 13 deutlich, wo die Autoren ihre Fragestellungen deklarieren: „Wann entstanden unsere mittelalterlichen Pfarrkirchen und Filialen, und welche baulichen Veränderungen lassen sich an ihnen feststellen? Lassen sich daraus einzelne Kirchengründungs- und Kirchenbauphasen erkennen? Unter welchen Umständen und von wem wurden die Kirchen gegründet? Wann und unter welchen Voraussetzungen entstanden die Pfarreien, und - eng damit verbunden - die Filialverhältnisse zwischen den Pfarrkirchen und ihren Kapellen?“

Der erste Teil des Buches (S. 15-37) ist dann auch der Entstehung der zugerischen Pfarreien gewidmet. Von den 24 Pfarrkirchen bzw. Filialen, die um 1500 auf dem Gebiet des eidgenössischen Standes Zug bestanden, gehen neun auf das erste Jahrtausend zurück. Bei diesen frühmittelalterlichen Kirchengründungen handelte es sich - wie andernorts auch - um sog. Eigenkirchen, die von einem Grundherrn auf eigenem Boden errichtet wurden. In den hochmittelalterlichen Quellen erscheinen sie zumeist unter den Besitzungen von Klöstern, an die sie noch vom Gründer oder aber von seinen Nachfahren geschenkt worden waren. Spätestens im 12. Jh. etablierten sich fast alle von ihnen als Pfarrkirchen mit territorial und nicht mehr personal definierten Sprengeln. Jedenfalls fällt auf, dass acht der neun zugerischen Kirchen mit frühmittelalterlichen Wurzeln um 1300 den Status einer Pfarrkirche innehatten, während die fünf bzw. sechs im Hochmittelalter gegründeten Kirchen damals Filialstatus hatten. Glauser formuliert daraus die These, „dass eine Kirche, die sich um 1300 als Pfarrkirche nachweisen lässt, aus dem Frühmittelalter stammt“ (S. 16, vgl. S. 29). Auch die spätmittelalterlichen Kirchengründungen gewannen nur in einem Einzelfall die Pfarreirechte - in der Regel wurden sie als Filiale einer bestehenden Pfarrkirche unterstellt und behielten ihren Kapellenstatus bis heute.

Der zweite Teil des Buches ist - unter dem Titel „Die Kirchen und Kapellen als Spiegelbilder ihrer Zeit“ - der baulichen Genese der zugerischen Gotteshäuser bis 1500 gewidmet. Komplexe Bauabfolgen, deren früheste Phasen im Frühmittelalter liegen, sind insbesondere in St. Martin in Baar und in St. Verena in Risch zu fassen, die deshalb in diesem Teil eine zentrale Rolle spielen: Sie dokumentieren am eindrucklichsten, wie sich aus einem frühmittelalterlichen Grabbau im Laufe der Jahrhunderte eine immer größere und architektonisch komplexere Kirchenanlage entwickelte. Die Beobachtung, dass - nicht nur in Baar und Risch - Baumaßnahmen im Früh- und Hochmittelalter in der Regel die ganze Kirche betrafen, während seit dem 12./13. Jh. oft nur Teilerneuerungen vorgenommen wurden, bringt Eggenberger mit dem Wandel in der Kirchenverwaltung zusammen: „Hatte der früh- und hochmittelalterliche Eigenkirchenherr vermutlich für den Unterhalt des ganzen Kirchengebäudes aufzukommen, so musste sich der spätmittelalterliche Patronatsherr nur noch um das Chor kümmern (...). Der restliche Bereich der Kirche, das Laienschiff, muss nun durch die Kirchengenossen oder - seltener - durch einen Privaten unterhalten werden.“ (S. 63). Auch das Aufkommen der Glockentürme im 13. Jh. wird mit einem historischen Sachverhalt erklärt, und zwar mit der Etablierung der Pfarreien: „Es ist sicherlich nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass diese

Kirchen (gemeint sind Baar, Risch, Oberägeri, Meierskappel und Cham; C.J.) erst mit Türmen versehen worden sind, nachdem sich ihre Stellung mit der Einrichtung der Pfarreien und ihrer Anerkennung als Pfarrkirchen gefestigt hatte.“ (S.84) Tatsächlich beschränkte sich der Bau von Türmen vorerst auf Kirchen mit Pfarreistatus, während Glockentürme bei Kapellen nicht vor dem 15. Jh. belegt sind. Dass sie oft sehr viel älter wirken, ist einer offenbar gewollten formalen Archaisierung zu verdanken, die sich bisweilen auch in einem „romanisierenden“ Mauerwerk manifestiert (S. 86f.). Zwischen der Mitte des 15. Jh. und der Reformationszeit ist ein eigentlicher „Bauboom“ zu beobachten, der auf den zunehmenden Einfluss der Gemeinwesen zurückzuführen ist. Interessant ist der Fall von St. Oswald in Zug, dessen Bau von dem Zuger Bürger Johannes Eberhart (1435-1497) initiiert und durch private Spenden finanziert wurde. Obwohl eine private Stiftung, stand die Kapelle in Größe und Ausstattungsreichtum – darunter auch eine Reliquie des hl. Oswald – den Pfarrkirchen der Region in nichts nach. Auch die Wolfgangskapelle in Hünenberg zeugt vom Selbstbewusstsein der Zuger Stadtbürger, die hier in den 1470er Jahren einen eigenen, „zugerischen“ Wallfahrtsort etablierten. Doch auch andernorts lässt sich in den Jahrzehnten vor der Konfessionenspaltung ein Höhepunkt kirchlicher Bau- und vor allem Ausstattungstätigkeit nachweisen, der in vielen Fällen bis heute nachwirkt. Das neuzeitliche Baugeschehen ist nicht mehr Gegenstand des Buches, ist aber in einer Tabelle auf S. 118-121 zumindest grob ablesbar. Der dritte Teil des Buches wird von einem Katalog eingenommen, in dem die einzelnen Kirchen – geordnet nach den mittelalterlichen Pfarreien und innerhalb dieser in alphabetischer Reihenfolge – detailliert dokumentiert werden. Bei jedem Monument wird zuerst die Lage beschrieben, dann die schriftliche Überlieferung vorgestellt und schließlich die Baugeschichte aufgrund des archäologischen Befundes rapportiert. Für die Bauphasen wird hier – aber auch in den anderen Teilen des Buches – ein einheitlicher Farbcode verwendet, der die Lesbarkeit der Pläne sehr erleichtert. Sofern aus dem jeweiligen Bau Fundmaterial vorliegt, wird dieses in einem eigenen Kapitel in chronologischer Reihung angefügt, ebenso bei Skelettfunden die anthropologischen Untersuchungen sowie ein Katalog der Gräber; auf ein Resumée wird verzichtet.

Stefan Hochuli, Zuger Kantonsarchäologe und Vorsteher des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug, schreibt in seinem Vorwort, dass aus der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Geschichte ein eindruckliches Werk entstanden sei: „Einerseits wird ein umfassender Überblick über die Frühgeschichte der Pfarrkirchen geboten, andererseits wird ein möglichst vollständiges Bild der Zuger Pfarreienlandschaft bis etwa 1500 entworfen. Das Werk wird nicht nur für die Lokalgeschichte von Interesse sein, sondern trägt weit herum exemplarischen Charakter, da regionale Untersuchungen zur Kirchenarchäologie sonst weitgehend fehlen.“ (S. 12). Dem ist nichts hinzuzufügen, auch wenn das Konzept regionaler Untersuchungen bereits in Genf und Baselland erfolgreich erprobt wurde. Der Band besticht durch seine wissenschaftliche Tiefe und seine aufwändige Erscheinungsform. Der Haupttext richtet sich vornehmlich an Leser mit einer fundierten historischen und archäologischen Vorbildung, doch wurden bewusst auch allgemeinere Informationen zur historischen Situation in den verschiedenen Epochen in Form farblich abgesetzter „Kästchentexte“ eingestreut, die sich gezielt an ein breiteres Lesepublikum richten. Im archäologischen Teil mag zuweilen die unklare Verwendung des Begriffs „Chor“ als einmal formaler (etwa bei „Vorchor“), ein anderes Mal funktionaler Begriff (im Sinne von Presbyterium) irritieren. In einzelnen Fragen – etwa der alemannischen Besiedlung des Mittellandes und den Trägern der Christianisierung südlich des Rheins – ist der Text zudem nicht ganz auf dem heutigen Forschungsstand; der 2005 erschienene Frühmittelalterband der Reihe „Die Schweiz zwischen Paläolithikum und Mittelalter“, der hierzu die aktuelle Sicht der Forschung wiedergibt, wird an wenigen Stellen zwar zitiert, im Wesentlichen aber nicht rezipiert. Kennern der Materie wird auch auffallen, dass sich die archäologischen Vergleichsbeispiele auf jene Bauten beschränken, an deren Erforschung der Autor selbst beteiligt war – leider ein weitverbreitetes Phänomen, an dem die meisten vielbeschäftigten Wissenschaftler kranken. Insgesamt ist den Initiatoren und AutorInnen zu danken, dass sie die mittelalterlichen Pfarrkirchen des Kantons Zug in einer Form erschlossen

haben, auf deren Basis eine weitere wissenschaftliche Diskussion anschließen kann.

Carola Jäggi

von Peter Eggenberger, Thomas Glauser, Toni Hoffmann; mit Beiträgen von Andreas Cueni, Peter Holzer, Martina Kälin-Gisler, Bruno Kaufmann und Eva Roth Heege. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5). 324 S., 302 Farb- und S/W-Abb. ISBN 978-3-9523409-0-5



In der Kirchenarchäologie nimmt die Schweiz seit langem einen internationalen Spitzenplatz ein. Viele der seit den 1950er Jahren planmäßig durchgeführten Kirchengrabungen wurden allerdings nie adäquat publiziert, sondern lediglich in Vorberichten oder Überblickswerken bekannt gemacht. So lagern in fast allen Kantonsarchäologien zahlreiche Dossiers von Altgrabungen, die einer Aufarbeitung harren. Einige Kantone wie Bern oder Zürich haben inzwischen einen Großteil der „Altlasten“ in Form monographischer Studien aufgearbeitet, die einen wesentlichen Teil zum guten Ruf der Schweiz in der Kirchenarchäologie beigetragen haben. Mit dem hier anzuzeigenden Buch über die mittelalterlichen Pfarrkirchen und Kapellen im Kanton Zug wird nun ein weiterer gewichtiger Puzzlestein hinzugefügt. Dass man sich in Zug für eine Sammelpublikation – und damit gegen eine monographische Bearbeitung – entschieden hat, ist gut nachvollziehbar, da die betreffenden Kirchen bzw. die zu ihnen vorliegenden Daten und Grabungsergebnisse von höchst unterschiedlicher Qualität und Komplexität sind. Besonders lobenswert ist die breite Einbettung der archäologischen Ergebnisse in den historischen Kontext durch den jungen Zuger Historiker Thomas Glauser. Für den archäologischen Teil konnte Peter Eggenberger, einer der profiliertesten Kirchenarchäologen der älteren Generation, gewonnen werden, unterstützt durch den ebenfalls höchst routinierten Grabungstechniker Toni Hoffmann. Die Studien zu den Skelettfunden und weiteren Fundgruppen stammen allesamt aus der Feder einschlägiger SpezialistInnen.

Auf Zuger Kantonsgebiet gibt es insgesamt zwanzig Kirchen, deren Gründung in die Zeit vor 1500 zurückgeht und die deshalb in den Band von Glauser, Eggenberger und Hoffmann aufgenommen wurden. Im einzelnen handelt es sich um St. Martin in Baar, St. Matthias in Steinhausen, St. Jakob d.Ä. in Cham, St. Andreas in Cham, St. Wolfgang in Hünenberg, St. Johannes der Täufer in Menzingen, St. Bartholomäus in Schönbrunn, St. Maria in Neuheim, St. Mauritius in Niederwil, St. Peter und Paul in Oberägeri, St. Vit in Haselmatt, St. Maria in Unterägeri, St. Verena in Risch, die Burgkapelle St. Agatha in Buonas, St. Michael in Zug, St. Nikolaus in Zug, St. Oswald in Zug, die Liebfrauenkapelle in Zug, St. Nikolaus in Oberwil und St. Johannes Baptista in Walchwil. Hinzu kommen St. Maria in Meierskappel (LU), St. Rupert in Oberrüti (AG), die ehem. Markuskirche in Kappel am Albis (ZH) und die ehem. Silvesterkapelle in Hausen (ZH), die zwar heute nicht mehr

„zugerisch“ sind, im Mittelalter aber zu Zuger Pfarreien gehörten und deshalb ebenfalls Aufnahme in den Band fanden; nicht berücksichtigt wurden hingegen die Ordensbauten, da es sich bei ihnen nicht um Pfarrkirchen bzw. Kapellen handelt.

Die meisten der 24 erwähnten Kirchen haben bis heute überlebt, wobei die mittelalterliche Bausubstanz bei vielen von ihnen durch jüngere Eingriffe stark dezimiert wurde. Nicht für alle liegen bau- oder bodenarchäologische Untersuchungen vor, die Auskunft über die Vorgängerbebauung und die Baugenese geben; wo solche Untersuchungen fehlen, müssen sich die Angaben naturgemäß auf die historischen Quellen beschränken. Dass die Historie jedoch nicht die Rolle eines Lückenbüßers spielt, sondern – im Gegenteil – die Leitfragen formuliert hat, wird auf S. 13 deutlich, wo die Autoren ihre Fragestellungen deklarieren: „Wann entstanden unsere mittelalterlichen Pfarrkirchen und Filialen, und welche baulichen Veränderungen lassen sich an ihnen feststellen? Lassen sich daraus einzelne Kirchengründungs- und Kirchenbauphasen erkennen? Unter welchen Umständen und von wem wurden die Kirchen gegründet? Wann und unter welchen Voraussetzungen entstanden die Pfarreien, und – eng damit verbunden – die Filialverhältnisse zwischen den Pfarrkirchen und ihren Kapellen?“

Der erste Teil des Buches (S. 15-37) ist dann auch der Entstehung der zugerischen Pfarreien gewidmet. Von den 24 Pfarrkirchen bzw. Filialen, die um 1500 auf dem Gebiet des eidgenössischen Standes Zug bestanden, gehen neun auf das erste Jahrtausend zurück. Bei diesen frühmittelalterlichen Kirchengründungen handelte es sich – wie andernorts auch – um sog. Eigenkirchen, die von einem Grundherrn auf eigenem Boden errichtet wurden. In den hochmittelalterlichen Quellen erscheinen sie zumeist unter den Besitzungen von Klöstern, an die sie noch vom Gründer oder aber von seinen Nachfahren geschenkt worden waren. Spätestens im 12. Jh. etablierten sich fast alle von ihnen als Pfarrkirchen mit territorial und nicht mehr personal definierten Sprengeln. Jedenfalls fällt auf, dass acht der neun zugerischen Kirchen mit frühmittelalterlichen Wurzeln um 1300 den Status einer Pfarrkirche innehatten, während die fünf bzw. sechs im Hochmittelalter gegründeten Kirchen damals Filialstatus hatten. Glauser formuliert daraus die These, „dass eine Kirche, die sich um 1300 als Pfarrkirche nachweisen lässt, aus dem Frühmittelalter stammt“ (S. 16, vgl. S. 29). Auch die spätmittelalterlichen Kirchengründungen gewannen nur in einem Einzelfall die Pfarreirechte – in der Regel wurden sie als Filiale einer bestehenden Pfarrkirche unterstellt und behielten ihren Kapellenstatus bis heute.

Der zweite Teil des Buches ist – unter dem Titel „Die Kirchen und Kapellen als Spiegelbilder ihrer Zeit“ – der baulichen Genese der zugerischen Gotteshäuser bis 1500 gewidmet. Komplexe Bauabfolgen, deren früheste Phasen im Frühmittelalter liegen, sind insbesondere in St. Martin in Baar und in St. Verena in Risch zu fassen, die deshalb in diesem Teil eine zentrale Rolle spielen: Sie dokumentieren am eindrucklichsten, wie sich aus einem frühmittelalterlichen Grabbau im Laufe der Jahrhunderte eine immer größere und architektonisch komplexere Kirchenanlage entwickelte. Die Beobachtung, dass – nicht nur in Baar und Risch – Baumaßnahmen im Früh- und Hochmittelalter in der Regel die ganze Kirche betrafen, während seit dem 12./13. Jh. oft nur Teilerneuerungen vorgenommen wurden, bringt Eggenberger mit dem Wandel in der Kirchenverwaltung zusammen: „Hatte der früh- und hochmittelalterliche Eigenkirchenherr vermutlich für den Unterhalt des ganzen Kirchengebäudes aufzukommen, so musste sich der spätmittelalterliche Patronats Herr nur noch um das Chor kümmern (...). Der restliche Bereich der Kirche, das Laienschiff, musste nun durch die Kirchengenossen oder – seltener – durch einen Privaten unterhalten werden.“ (S. 63). Auch das Aufkommen der Glockentürme im 13. Jh. wird mit einem historischen Sachverhalt erklärt, und zwar mit der Etablierung der Pfarreien: „Es ist sicherlich nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass diese Kirchen (gemeint sind Baar, Risch, Oberägeri, Meierskappel und Cham; C.J.) erst mit Türmen versehen worden sind, nachdem sich ihre Stellung mit der Einrichtung der Pfarreien und ihrer Anerkennung als Pfarrkirchen gefestigt hatte.“ (S.84) Tatsächlich beschränkte sich der Bau von

Türmen vorerst auf Kirchen mit Pfarreistatus, während Glockentürme bei Kapellen nicht vor dem 15. Jh. belegt sind. Dass sie oft sehr viel älter wirken, ist einer offenbar gewollten formalen Archaisierung zu verdanken, die sich bisweilen auch in einem „romanisierenden“ Mauerwerk manifestiert (S. 86f.). Zwischen der Mitte des 15. Jh. und der Reformationszeit ist ein eigentlicher „Bauboom“ zu beobachten, der auf den zunehmenden Einfluss der Gemeinwesen zurückzuführen ist. Interessant ist der Fall von St. Oswald in Zug, dessen Bau von dem Zuger Bürger Johannes Eberhart (1435-1497) initiiert und durch private Spenden finanziert wurde. Obwohl eine private Stiftung, stand die Kapelle in Größe und Ausstattungsreichtum – darunter auch eine Reliquie des hl. Oswald – den Pfarrkirchen der Region in nichts nach. Auch die Wolfgangskapelle in Hünenberg zeugt vom Selbstbewusstsein der Zuger Stadtbürger, die hier in den 1470er Jahren einen eigenen, „zugerischen“ Wallfahrtsort etablierten. Doch auch andernorts lässt sich in den Jahrzehnten vor der Konfessionenspaltung ein Höhepunkt kirchlicher Bau- und vor allem Ausstattungstätigkeit nachweisen, der in vielen Fällen bis heute nachwirkt. Das neuzeitliche Baugeschehen ist nicht mehr Gegenstand des Buches, ist aber in einer Tabelle auf S. 118-121 zumindest grob ablesbar. Der dritte Teil des Buches wird von einem Katalog eingenommen, in dem die einzelnen Kirchen – geordnet nach den mittelalterlichen Pfarreien und innerhalb dieser in alphabetischer Reihenfolge – detailliert dokumentiert werden. Bei jedem Monument wird zuerst die Lage beschrieben, dann die schriftliche Überlieferung vorgestellt und schließlich die Baugenese aufgrund des archäologischen Befundes rapportiert. Für die Bauphasen wird hier – aber auch in den anderen Teilen des Buches – ein einheitlicher Farbcode verwendet, der die Lesbarkeit der Pläne sehr erleichtert. Sofern aus dem jeweiligen Bau Fundmaterial vorliegt, wird dieses in einem eigenen Kapitel in chronologischer Reihung angefügt, ebenso bei Skelettfunden die anthropologischen Untersuchungen sowie ein Katalog der Gräber; auf ein Resümée wird verzichtet.

Stefan Hochuli, Zuger Kantonsarchäologe und Vorsteher des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug, schreibt in seinem Vorwort, dass aus der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Geschichte ein eindruckliches Werk entstanden sei: „Einerseits wird ein umfassender Überblick über die Frühgeschichte der Pfarrkirchen geboten, andererseits wird ein möglichst vollständiges Bild der Zuger Pfarreienlandschaft bis etwa 1500 entworfen. Das Werk wird nicht nur für die Lokalgeschichte von Interesse sein, sondern trägt weit herum exemplarischen Charakter, da regionale Untersuchungen zur Kirchenarchäologie sonst weitgehend fehlen.“ (S. 12). Dem ist nichts hinzuzufügen, auch wenn das Konzept regionaler Untersuchungen bereits in Genf und Baselland erfolgreich erprobt wurde. Der Band besticht durch seine wissenschaftliche Tiefe und seine aufwändige Erscheinungsform. Der Haupttext richtet sich vornehmlich an Leser mit einer fundierten historischen und archäologischen Vorbildung, doch wurden bewusst auch allgemeinere Informationen zur historischen Situation in den verschiedenen Epochen in Form farblich abgesetzter „Kästchentexte“ eingestreut, die sich gezielt an ein breiteres Lesepublikum richten. Im archäologischen Teil mag zuweilen die unklare Verwendung des Begriffs „Chor“ als einmal formaler (etwa bei „Vorchor“), ein anderes Mal funktionaler Begriff (im Sinne von Presbyterium) irritieren. In einzelnen Fragen – etwa der alemannischen Besiedlung des Mittellandes und den Trägern der Christianisierung südlich des Rheins – ist der Text zudem nicht ganz auf dem heutigen Forschungsstand; der 2005 erschienene Frühmittelalterband der Reihe „Die Schweiz zwischen Paläolithikum und Mittelalter“, der hierzu die aktuelle Sicht der Forschung wiedergibt, wird an wenigen Stellen zwar zitiert, im Wesentlichen aber nicht rezipiert. Kennern der Materie wird auch auffallen, dass sich die archäologischen Vergleichsbeispiele auf jene Bauten beschränken, an deren Erforschung der Autor selbst beteiligt war – leider ein weitverbreitetes Phänomen, an dem die meisten vielbeschäftigten Wissenschaftler krankt. Insgesamt ist den Initiatoren und AutorInnen zu danken, dass sie die mittelalterlichen Pfarrkirchen des Kantons Zug in einer Form erschlossen haben, auf deren Basis eine weitere wissenschaftliche Diskussion anschließen kann.